

**Eröffnungsvortrag zur Tagung „Das Jahr der
Geisteswissenschaften: Kritischer Rückblick“, im
Leibniz-Haus Hannover**

Von Nutzen und Nutzlosigkeit der Philosophie

Dr. Gerhard Stamer

19. November 2007

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
wir wollen heute auf dieser Veranstaltung einen kritischen Rückblick auf das Jahr der Geisteswissenschaften werfen. Dieses Podium ist kein Ministerium, kein Amt, dass zu einem solchen Rückblick eine offizielle Verpflichtung hätte. Dazu aufgefordert, herausgefordert und befugt, fühlen wir uns aus dem Grunde, weil wir als Geisteswissenschaftler – oder doch zumindest in unmittelbarer Nähe dazu wie Prof. Emrich – tätig sind.

Dieser Rückblick ist also keine amtliche Verlautbarung, wir nehmen für uns nicht in Anspruch, ein politisch folgenreiches Resultat vorzulegen. Natürlich kann es auch nicht der Anspruch sein, aus einem Gesamtüberblick über die Vorträge, Veranstaltungen, Aktivitäten dieses Jahres der Geisteswissenschaften Bilanz zu ziehen. Diesen Gesamtüberblick haben wir nicht. Er liegt auch nicht in unserem Interesse. Worum es uns geht, sind Einschätzungen aus dem Blickwinkel unserer Praxis. Wenn Sie so wollen, sind es Äußerungen von der Basis.

Es gibt genug Gründe, ein Klagelied über die Lage der Geisteswissenschaften anzustimmen. Natürlich ist es ein niederschmetterndes Faktum, wenn, wie aus einer Veröffentlichung des Deutschen Hochschulverbandes hervorgeht, im Zeitraum von 1995 bis 2005 663 Professorenstellen im Bereich der Geisteswissenschaften nicht wiederbesetzt und damit eingespart wurden, ein Rückgang von 11,6 Prozent – und das bei steigender Anzahl von Studenten. „Angesichts dieser Zahlen brauchen wir im Jahr der Geisteswissenschaften 2007 nicht darüber zu streiten, ob es eine wirkliche oder eine gefühlte Krise der Sprach- und Kulturwissenschaften in Deutschland gibt“, so der Kommentar des Präsidenten des Hochschulverbandes, Professor Bernhard Kempen.

Professor Mensching wird in seinem anschließenden Vortrag sicherlich ausführen, welchen ansehnlichen Beitrag das Philosophische Seminar der hiesigen Universität zu dieser Ziffer geleistet hat.

Mein Augenmerk wird sich, obwohl es sich anbietet, nicht darauf richten, darzustellen, wie und wo geisteswissenschaftliche Bereiche ausgetrocknet wurden, ohne solche Darstellung für unnötig zu erklären. Ich möchte meinen Rückblick perspektivischer gestalten.

Symptomatisch für die Konstellation, in welcher Frau Schavan das Jahr der Geisteswissenschaft ausgerufen hatte, war die Kontroverse, die unmittelbar darauf in der ZEIT zwischen Harald Welzer und Martin Seel ausbrach. (Harald Welzer, Professor und Leiter des Center for Interdisciplinary Memory Research am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen; Martin Seel, Professor für Philosophie an der Johann Wolfgang Goethe Universität in Frankfurt.) Harald Welzer hatte unter dem Titel „Schluß mit Nutzlos!“ (DIE ZEIT, 25.01.2007) die Geisteswissenschaftler selbst mitverantwortlich gemacht für den Eindruck, die Geisteswissenschaften steckten in einer Krise. Er leitete seinen Artikel mit der provokativen These ein: „Die Geisteswissenschaften werden gebraucht, um die Welt neu zu denken. Doch dafür müssen sie mutiger sein.“ In seinen Ausführungen wies er unter anderem darauf hin, dass in den USA „mittlerweile 30 Prozent aller Beschäftigten in den sogenannten creative industries tätig [seien] – worunter Medien, Kunst, Bildung, Wissenschaft, Informationstechnologie und Management“ zählten. Er führte im Weiteren eine ganze Reihe gesellschaftlicher Bereiche auf, in denen die Geisteswissenschaften präsent sind. Es sei gar nicht mehr nötig, die Legitimation der Geisteswissenschaften unter Beweis zu stellen. „Sie sind nämlich ohnehin ein immer wichtiger werdender Teil des produktiven Betriebs einer funktional differenzierten modernen Gesellschaft und leisten einfach unverzichtbare Arbeit.“ Besonders weist er auf das Orientierungswissen hin, das die Geisteswissenschaften zur Verfügung stellten. „Denn die menschlichen Orien-

tierungsmittel wie Sprache, Zeit und Internet werden ja nicht von Kulturwissenschaftlern erfunden, genauso wenig wie Geisteswissenschaftler Geist erzeugen.“ Ihre Disziplinen erforschen lediglich solche geistigen, sozialen und kulturellen Orientierungsmittel und erläutern, welche gesellschaftliche oder historische Funktion sie haben.“

Zwei Wochen später, am 8.2.2007, folgte in der ZEIT die Reaktion von Martin Seel. Nicht weniger polemisch als Harald Welzer überschrieb und eröffnete er seinen Artikel: „Wir sind doch kein Service-Unternehmen! Je mehr die Geisteswissenschaften sich nützlich machen wollen, desto mehr verlieren sie an Wert.“ Ohne es direkt auszusprechen, argumentiert Seel im Sinne einer Distanz der Geisteswissenschaften, die sie zu einer kritischen Betrachtung der gegenwärtigen Verhältnisse befähigt. Die Selbstverständigung der Menschen und der Spielraum zu dieser Selbstverständigung, nicht ein unmittelbarer praktischer Nutzen steht für ihn im Vordergrund der geisteswissenschaftlichen Tätigkeit. „Geisteswissenschaften erforschen das vergangene und gegenwärtige Selbstverständnis der Menschen einschließlich ihrer Manifestationen in Wirtschaft, Politik, Recht, Wissenschaft und Kunst.“ Zur „Reflexion darüber, wie wir uns als Angehörige einer historischen und politischen Kultur am besten verstehen können“, dazu seien die Geisteswissenschaften gut. Je länger man die beiden Artikel nebeneinander hält, umso mehr gewinnt man den Eindruck, hier reden zwei Leute aneinander vorbei, denn auch Martin Seel spricht in gewissem Sinn von Nutzen, nur mit der Formulierung, wozu Geisteswissenschaften *gut seien*. Und Harald Welzer meint bestimmt nicht, die Geisteswissenschaften sollten ihre reflexive Distanz zur Gegenwart und zu den anderen Wissenschaftsdisziplinen aufgeben, um sich nützlich zu machen.

Worum geht es also in dieser Kontroverse? Auf der einen Seite steht die Befürchtung, die Geisteswissenschaften würden sich jeglicher gesellschaftlicher Relevanz selbst berauben, indem sie eine völlig unproduktive, von der Wirklichkeit abgewandte Beschäftigung mit der eigenen Tradition pflegten. Auf der anderen Seite steht die Befürchtung, die Geisteswissenschaften würden durch eine allzu starke Ausrichtung auf praktischen Nutzen – auch um ihren Nutzen unter Beweis zu stellen – sich letztlich einer ökonomischen Verwertung unterwerfen, in der sie ihre reflexiven Funktionen des Infragestellens, der Kritik und der innovativen Phantasie verlieren. Beide Positionen reagieren in gewisser Weise auf die Erfolgsgeschichte der modernen technologischen Gesellschaft. Die eine Seite – Welzer – reagiert auf die Gefahr der Ausgrenzung der Geisteswissenschaften durch die technologische Dynamik der modernen Gesellschaft, die andere Seite, Seel, reagiert auf die Marginalisierung der Geisteswissenschaften gerade durch die Anpassung

an die den Technologien und der Ökonomie innewohnenden Realitätskriterien. Übertrieben ließe sich sagen: es stünden sich als Positionen gegenüber: Mitmachen, um nicht ausgeschlossen zu werden oder Distanz halten, um nicht vereinnahmt zu werden. Zuge-spitzt ließe sich sagen: Die erste Position, die von Welzer, unterstellt der anderen, Verhaftetsein in einer unproduktiven und unzeitgemäßen Tradition, die zweite Position, die von Seel, unterstellt der ersten die Preisgabe der Substanz der eigenen Disziplin unter dem Deckmantel der Modernisierung. Die vernünftige Frage ergibt sich aus der Vermittlung der beiden hier gegenüberstehenden Positionen: In welcher Weise gesellschaftlicher Nutzen zu erbringen sei, ohne die eigene Substanz aufzugeben.

An sich aber ist bereits diese Fragestellung falsch, denn es muss nicht erst eine Antwort auf diese Frage gefunden werden, um die Geisteswissenschaften an die bestehende Realität heranzuführen: Die Geisteswissenschaften sind bereits ein tragender Faktor der bestehenden Wirklichkeit. Das muss bewusst gemacht werden! Es geht also gar nicht um Strategien der Einmischung von Seiten der Geisteswissenschaften in die globalisierte, technologisch entwickelte Gesellschaft, sondern um den Nachweis ihrer faktischen Beteiligung daran. Die Frage unter Geisteswissenschaftlern, unter welchen Bedingungen sie an den gegenwärtigen gesellschaftlichen Prozessen teilnehmen sollen, überspringt dann die Erkenntnis, dass und wie sie bereits involviert sind. Es geht weder darum, sich durch die Preisgabe an die Gegenwart aufzugeben, noch darum, dies durch das Festklammern an der eigenen Tradition zu tun. Es ist durchaus sinnvoll, darüber nachzudenken, wie die Tradition in einer praktischen Weise auf die Gegenwart bezogen werden sollte, aber notwendiger ist das Feststellen ihrer faktischen, längst bestehenden Wirksamkeit in der Gegenwart – und zwar in einer kaum überschaubaren Vielfalt. Wenn wir dies nicht sehen, so liegt es daran, dass wir selbst in den Kategorien der Warenproduktion befangen sind.

Um die gegenwärtige Konstellation der Fragestellung des gesellschaftlichen Nutzens der Geisteswissenschaften zu verstehen – zwischen Traditionalisten und Modernisierern –, wenn man das so unzulässig pauschalisiert, muss man sich die historische Entwicklung der Fragestellung vor Augen führen. Die Spannung zwischen empirischem Zugriff zur Realität und geistigem Weltverständnis hat eine lange Tradition. Nicht zu Unrecht wird die Aufteilung der Welt in *res extensa* und *res cogitans* durch Descartes immer wieder angeführt als Schlüssel für das Verständnis der Trennung der Wissenschaft in Natur- und Geisteswissenschaft. Die Unterscheidung, die im 19. Jahrhundert von Dilthey und den Neukantianern vorgenommen wurde, hatte schon dort ihre Wurzeln. Aber es wäre

historisch völlig falsch, allein Descartes für diese Trennung verantwortlich machen zu wollen. Vor und nach Descartes sahen sich die Häupter in ihren Weltbeschreibungen dazu genötigt, solche Trennungslinien zu ziehen. Nach Descartes wohl am stärksten Immanuel Kant. Die Trennung zwischen theoretischer und praktischer Vernunft, zwischen Natur und Freiheit, Naturwissenschaft und Ethik, hat einen tiefen Graben zwischen den Disziplinen gezogen, der nicht zu überspringen war, so sehr die nachfolgenden Idealisten Fichte, Hegel und Schelling auch daran gearbeitet haben. Leibniz, eine Generation nach Descartes, kam durch die prinzipielle Unterscheidung des raum-zeitlich Ausgedehnten von dem Nichtausgedehnten, also der Unterscheidung von Physik und Metaphysik zu seiner komplizierten Lehre von den Monaden. Weit vor Descartes, bei Parmenides und Platon, also den Ursprüngen der Philosophie, sind sinnlich zugängliche Welt und ideelle Welt messerscharf unterschieden worden. Es wäre eine platte Realitätsverleugnung, wollte man die prinzipielle Differenz zwischen dem tatsächlichen Baum, der im Frühjahr Blätter bekommt, die ihm im Herbst abfallen und dem Begriff Baum, der keine Blätter bekommt, und dem sie auch nicht abfallen, nicht als Fundamentalphänomen unserer Existenz erkennen. Erkenntnis, insofern sie sich auf die Welt bezieht, ist eine Verbindung – und weitergehend eine Übereinstimmung von Denken und Sein. Diese Übereinstimmung ist und bleibt erklärungsbedürftig. Es handelt sich um zwei grundlegend verschiedene Dimensionen, die nicht aufeinander zu reduzieren sind, aber doch das menschliche Leben in der Welt, unser Weltverhältnis begründen. Dieser Thematik ist nicht auszuweichen. Die Einheit der Welt ist vorauszusetzen, denn Erkenntnis ist möglich, aber sie ergibt sich für uns nur durch die Verbindung zweier prinzipiell heterogener Dimensionen, die miteinander auf irgendeine Weise, die wir bislang nicht einzusehen in stande waren, kompatibel sind.

Die gegenwärtige Konstellation der Fragestellung nach dem Nutzen der Geisteswissenschaften hat ihre Besonderheit darin, dass im Zuge einer konsequent auf das Empirische, Materielle, Diesseitige ausgerichteten Wissenschaft – in Verbindung mit Technik und Ökonomie –, der *res cogitans* abgesprochen wird, eine ursprüngliche und selbständige Dimension mit eigenen Strukturen zu sein. Von Karl Marx, von dem wir alle den Satz im Gedächtnis haben, dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimme, bis hin zu dem Hirnforscher Singer, der das Ende der Freiheit verkündet, geht es immer darum, das Bewusstsein als ein Sekundäres, Ableitbares darzustellen, seine Eigenheit, seine Ursprünglichkeit in Frage zu stellen. Es besteht offensichtlich eine Denkbarriere konkret an dem Punkt, denken zu können, dass trotz physischer Abhängigkeit des Bewusstseins und des Denkens von den biologisch-physikalischen Faktoren und den kulturellen Ein-

flüssen durch die Sozialisation in der Kindheit, das Geistige eigene Strukturen besitzt, die weder im Gehirn noch den gesellschaftlichen Formen des Zusammenlebens vorkommen. Es besteht offensichtlich eine Verdrängung der Frage nach der Kompatibilität von Denken und Sein: wie bei einem Monteur, der nicht danach fragt, warum der Wagen läuft, hauptsächlich er läuft.

Die Wissenschaft – und nicht nur die Geisteswissenschaft – war zu allen Zeiten unabhängig vom unmittelbaren Nutzen, indem es darum ging, die Realität erkenntnismäßig zu durchdringen, auch wenn man nicht wusste, welchen Nutzen das haben wird. Vom Satz des Pythagoras, 500 vor Christus, bis zur Relativitätstheorie im 20. Jahrhundert – und bis heute – existiert dieser Antrieb als anthropologisches Charakteristikum. Aristoteles' Metaphysik beginnt mit dem einfachen Satz: „Alle Menschen streben von Natur nach Wissen.“ Und die „Freiheit der Forschung“, Forschung eben nicht unter verwertbare Programme zu stellen, die im schlimmsten Falle politischen Machthabern nützen, ist bis heute eine unverzichtbare ethische Grundlage der Wissenschaft; wie umgekehrt aber auch die Frage an die Wissenschaft selbst nach dem möglichen Missbrauch und prinzipiell nach den Folgen ihrer Ergebnisse nicht verdrängt werden darf.

Meine Ausführungen gingen dahin, den Sinn plausibel zu machen, der in der historischen Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften besteht. Meine Ausführungen sollten skizzenhaft umreißen, dass diese Trennung nicht auf einem bornierten Eigeninteresse der Geisteswissenschaftler beruht oder auch nicht auf einem naturwissenschaftlichen Rigorismus, alles beiseite zu räumen, was nicht den eigenen Erkenntnisstandards entspricht. Diese Unterscheidung ist in erster Linie nicht Folge eines bösen Willens der einen oder anderen Seite, er liegt in der Sache. Diese Unterscheidung zu tilgen, nach der einen oder anderen Seite hin – heute eher zur Seite der Naturwissenschaften – führt immer zu reduktiven Konsequenzen. Geist, der den Leib nicht anerkennt, verzichtet auf die Bewältigung der Realität wie umgekehrt der Leib, der den Geist nicht in Rechnung stellt. Die Realität ist eine der Einheit von Dimensionen, die nicht aufeinander reduzierbar sind. Deshalb ist von Emergenzen in der modernen Wissenschaft die Rede.

Die Konstellation der Fragestellung des Nutzens der Geisteswissenschaften besteht aus weiteren triftigen Faktoren. So einflussreiche Philosophen wie Heidegger und Adorno haben nachhaltige Vorbehalte gegen den unmittelbaren Nutzen der Geisteswissenschaften vorgebracht – wenn auch aus ganz verschiedenen Blickwinkeln.

Zunächst Heidegger. In dem Vortrag „Überlieferte Sprache und technische Sprache“

kommt Heidegger ziemlich unvorbereitet gleich zu Anfang dazu, einen „Wink zur Besinnung“ als Wagnis (S.6) zu erteilen.

„Inwiefern ist dies ein Wagnis? Insofern Besinnung heißt: den Sinn wecken für das Nutzlose.“ Und er führt weiter aus: „In einer Welt, für die nur noch das unmittelbar Nützliche gilt, die nur noch auf Steigerung der Bedürfnisse und des Verbrauchs ausgeht, dürfte ein Hinweis auf das Nutzlose alsbald ins Leere sprechen.“ – also gar nicht mehr verstanden werden. Heidegger zitiert dann den amerikanischen Soziologen David Riesmann, der in seiner Schrift „Die einsame Masse“ davon ausgeht, dass in der modernen Industriegesellschaft zur Sicherung ihres Bestandes das Konsumpotential den Vorrang vor dem Rohstoff- und Arbeitspotential übernehmen müsse. Heidegger, für den in einer solchen Gesellschaft die Bedürfnisse der Menschen den Vorrang hätten, fragt: „Was soll und vermag bei der Vormacht des Nutzbaren noch das Nutzlose? Nutzlos in der Weise, dass sich daraus unmittelbar praktisch nichts machen lässt, ist der Sinn der Dinge.“ Nachdem er ein Zitat von Dschuang Dsi, einem Schüler von Lao Tse vorgetragen hat, kommt er zur Quintessenz: „Das Nutzlose hat dadurch, dass sich aus ihm nichts machen lässt, seine eigenen Größe und bestimmende Macht. In dieser Weise nutzlos ist der Sinn der Dinge.“

Nicht viel anders als Hannah Arendt sieht Heidegger hinter dem Tauschwert der Dinge und auch hinter ihrem Gebrauchswert einen Eigenwert derselben, der uns den Zugang über das Seiende hinaus, das vorhanden und zuhanden ist, zum wirklichen Sein der Dinge – und überhaupt zum Sein – eröffnet. In ihrem Buch „Vita activa“ behandelt Hannah Arendt eingehend diesen Zusammenhang. Sie zitiert Lessing, der einem utilitaristischen Philosophen seiner Zeit die Frage gestellt habe: „Und was ist der Nutzen des Nutzens?“, um dann folgendermaßen fortzufahren:

„Die Aporie des Utilitarismus besteht darin, dass er in dem Zweckprogressus ad infinitum hoffnungslos gefangen ist, ohne je das Prinzip finden zu können, das die Zweck-Mittel-Kategorie rechtfertigen könnte, bzw. den Nutzen selbst. Innerhalb des Utilitarismus ist das Um-zu der eigentliche Inhalt des Umwillen geworden – was nur eine andere Art ist zu sagen, dass, wo der Nutzen sich als Sinn etabliert, Sinnlosigkeit erzeugt wird.“ (S.183)

„Nur in einer absolut anthropozentrisch geordneten Welt, in der der Mensch selbst als Gebrauchender der Endzweck ist, der den endlosen Zweckprogressus zum Halten bringt, kann der Nutzen als solcher zu einer Bedeutung kommen.“ (S.184)

Und sie geht in ihren Folgerungen einen Schritt weiter, nämlich dass sich auch der Mensch selbst unter dieser Maxime schließlich wie Material zu diesem oder jenem Gebrauch behandeln und verwerten würde.

Hier ist eine interessante Verbindung zu Karl Marx' Theorie der Entfremdung in der bürgerlichen Gesellschaft unverkennbar. Die Natur und der Mensch selbst sind da – und nicht erst da, weil sie einen Nutzen hätten. Wir gehen an der Welt vorbei, an den Dingen, an den Menschen, wenn wir sie nur unter Nützlichkeitsgesichtspunkten betrachteten. Ich glaube, dass die Konjunktur, die Heidegger in Spanien, Frankreich und auch anderswo hat, ebenso wie die Konjunktur von Hannah Arendt in Deutschland, darauf beruht, dass sie einen kategorialen Rahmen besitzen, in der die technisch bestimmte Welt nicht verabsolutiert werden kann.

Welchen gesellschaftlichen Nutzen haben die Geisteswissenschaften? Das ist unsere Frage. Wir erörtern den Kontext, in welchem diese Frage aktuell gestellt wird. Von besonderem Interesse ist, dass die Kritische Theorie der Frankfurter Schule, die sich dezidiert der Kritik der Gesellschaft widmet, zugleich Schwierigkeiten hat, den praktischen Nutzen ihrer theoretischen Analysen zu definieren. Adorno, der die bestehende Gesellschaft als einen einzigen monolithischen Zwangs-zusammenhang beschreibt und auch als einen Verblendungs-zusammenhang, dem wir alle unterworfen sind, findet keinen Boden mehr, auf dem Kritik praktisch werden könnte. Auf der ersten Seite der „Negativen Dialektik“ heißt es: „Praxis, auf unabsehbare Zeit vertagt, ist nicht mehr die Einspruchsinstanz gegen die selbstzufriedene Spekulation, sondern meist der Vorwand, unter dem Exekutiven den kritischen Gedanken als eitel abwürgen, dessen verändernde Praxis bedürfte.“ (S.14) Konsequenterweise verweigert sich die Kritische Theorie einem Mitmachen, einem Nutzen in der bestehenden Gesellschaft. Sie bleibt auf prinzipieller Distanz. Sie bleibt draußen. Das heißt, nur Negation ist möglich. Aber die Negation findet keinen Zugang mehr zu einer Praxis. Selbst zu der Praxis nicht, die der Widerstand bedeutete. Unter dem Eindruck der Studentenbewegung verweigert sich die Kritische Theorie – auch dem Widerstand gegen die Gesellschaft, worin sie einen praktischen Nutzen hätte finden können.

In den „Marginalien zu Theorie und Praxis“, in denen sich Adorno brüsk von der damaligen APO, der Außerparlamentarischen Opposition abwandte, lässt er sich darüber aus, dass die ganze Bewegung eine Pseudo-Aktivität darstelle, der die objektiven gesellschaftlichen Bedingungen zu ihrer Praxis fehlten. „Gegen die, die die Bombe verwalten, sind Barrikaden lächerlich; darum spielt man Barrikaden, und die Gebieter lassen temporär die Spielenden gewähren.“ Aus der Verzweiflung über die Unveränderbarkeit der Verhält-

nisse würde sich diese Bewegung blind in eine Praxis stürzen, in Theoriefeindlichkeit ihre eigene Lage und Motive verkennen, um sich so an der Wirklichkeit vorbeizulügen und schließlich in Wahn zu enden. Ich zitiere:

„Verzweiflung, die weil sie die Auswege versperrt findet, blindlings sich hineinstürzt, verbindet noch mit reinstem Willen sich dem Unheil. Feindschaft gegen die Theorie im Geist der Zeit, ihr keineswegs zufälliges Absterben, ihre Ächtung durch die Ungeduld, welche die Welt verändern will, ohne sie zu interpretieren, während es doch an Ort und Stelle geheißten hatte, die Philosophen hätten bislang bloß interpretiert – solche Theoriefeindschaft wird zur Schwäche der Praxis. Daß dieser die Theorie sich beugen soll, löst deren Wahrheitsgehalt auf und verurteilt Praxis zum Wahnhafte; das auszusprechen ist praktisch an der Zeit.“ (S.5)

Es kann hier nicht darum gehen, die Einschätzung der historischen Situation und der Motive der 68er-Bewegung sowie ihrer praktischen Folgen zu diskutieren. Selbst wenn Adorno Recht hätte, und Recht gehabt hätte sogar in seiner emotionsgeladen Diskreditierung der ganzen Außerparlamentarischen Bewegung, so wird doch deutlich, dass hier nicht die Möglichkeit irgendeiner Praxis – und sei es nur in Andeutungen – zu finden ist.

In der bereits zitierten „Negativen Dialektik“ verstärkt Adorno seine Argumentation. Im Blick auf die Praxis, die er im 20. Jahrhundert nach zwei Weltkriegen und dem Nationalsozialismus erlebt hatte. Das Identifikationsprinzip, das im Denken walte und stets identitätslogisch (S.148) prinzipiell das Nichtidentische, d.h. das Einzelne und Individuelle eliminiere, würde sich in der Praxis fatal auswirken. Von daher kommt Adorno darauf, vom „Glück des Geistes“ (S.240) zu sprechen.

„Wohl ist des Geistes nicht mehr recht zu genießen, weil Glück keines wäre, das die eigene Nichtigkeit, die erborgte Zeit, die ihm gegönnt ist, durchschauen müsste. Auch subjektiv ist es unterhöhlt, selbst wo es noch sich regt. Daß an Erkenntnis, deren mögliche Beziehung auf verändernde Praxis zumindest temporär gelähmt ist, auch in sich kein Segen sei, dafür spricht vieles. Praxis wird aufgeschoben und kann nicht warten; daran krankt auch Theorie. Wer jedoch nichts tun kann, ohne daß es, auch wenn es das Bessere will, zum Schlechten auszuschlagen drohte, wird zum Denken verhalten; das ist seine Rechtfertigung und die des Glücks am Geiste.“ (240/241)

Als noch Jugendlicher, der ich damals, in Frankfurt studierend, diesen Text las, habe ich an den Rand geschrieben (zu meiner Überraschung heute): „Der Geist kann aber nicht warten.“

Sicherlich aus grundverschiedenen Motiven sind Heidegger und Adorno zu einer Negation des Praktischen, des Nutzens der gedanklichen, theoretischen Tätigkeit gekommen – vielleicht aber sind die Motive im Grunde gar nicht so verschieden –; der Kontext jedoch, in dem wir heute den Nutzen der Geisteswissenschaften, vor allem der Philosophie diskutieren, ist von diesen beiden Einsprüchen geprägt.

Bei allem Tiefsinn Heideggers und allem Scharfsinn Adornos bleiben ihre Theorien, wenn auch in konträrer Gestalt, dem Totalitären, das sie wahrnehmen, verhaftet. Heideggers Begriff vom Sein, vom Seinsgeschick, ist gegenüber der Komplexität der gesellschaftlichen Wirklichkeit ebenso abstrakt wie Adornos Begriff des Identifikationsprinzips. Beide nehmen ein Verhängnis wahr – bei Heidegger ist es seit Platon heraufgezogen, bei Adorno liegt es in der anthropologischen Naturausstattung selbst. Beide nehmen eine Objektivität wahr, die über die Köpfe der Menschen hinwegrollt, die sie aber doch wie in einer Tragödie unablässig selbst vorantreiben. Beide bleiben fixiert auf das Negative und verfallen dem Wahn – wenn denn schon davon die Rede ist – einer absolut verhexten Realität.

Wie auch immer man die seismographische Sensibilität der beiden einschätzen mag, ihr Denken endet, nachdem sie die Katastrophe wahrgenommen haben, selbst in der Katastrophe: keine Chance mehr für ein praktisches Engagement aus der Subjektivität heraus denken zu können; bei Adorno geradezu paradox, weil er aus einer Position des Nichtidentischen, des Subjektiven denkt.

Vielleicht mag man meinen, der Einfluss von Adorno und Heidegger sei längst verblasst, aber mir scheint, er äußert sich noch immer in den verbreiteten Stimmungen vieler Geisteswissenschaftler, so dass in philosophischen Seminaren eher Hegel studiert wird – wie ich es selber machte, um diese Qualität der Reflexion am Leben zu erhalten – und nicht die gesellschaftlichen Probleme. Auf jeden Fall sollte auch bedacht werden, dass Heidegger und Adorno nicht nur Autoren sind, die etwas in Gang gebracht haben, sondern dass sie selbst Ausdruck für relevante Zeitströmungen sind. Deutlich ist der Impuls bei Harald Welzer zu spüren, über die Nutzen- und Praxisverdikte der philosophischen Tradition hinweg zukommen.

Mit Vehemenz äußert er sich in einem Artikel in der Zeitschrift „Aus Politik und Zeitgeschichte“:

„Geistes- und Kulturwissenschaften sind normalitätsfixiert und katastrophenblind. Gerade an den sozialen Veränderungen, die sich gegenwärtig zeigen, vom Klimakrieg in Darfur bis zum Verlust der Überlebensräume von Inselstaaten, zeigt sich die verblüffende Raumlosigkeit geistes- und kulturwissenschaftlicher Theorien in aller Deutlichkeit, und es ist höchste Zeit, dass diese Wissenschaften so modernisiert werden, dass sie aus der Welt der Diskurse und Systeme zurück zu den Strategien finden, mit denen Wesen versuchen, ihr Dasein zu bewältigen.“ (S.4)

Sie spüren an der Leidenschaft, mit der diese Sätze hervorgebracht werden, dass es wirklich darum geht, eine blockierende Tradition zu überwinden, „die sich“ – wie Jürgen Mittelstraß es ausdrückt – „in der Verwaltung ihrer historischen Vor-Denker erschöpft.“

Um aber den Kontext von Nutzen und Geisteswissenschaft im Ganzen zu diskutieren, muss die Perspektive über die Geisteswissenschaften hinaus erweitert werden. Die Geisteswissenschaften sind durch die gesellschaftliche Entwicklung insgesamt in Bedrängnis geraten. Seit dem 19. Jahrhundert haben die Naturwissenschaften in Verbindung mit ihrer technischen Anwendung und ökonomischen Verwertung eine Produktivität entwickelt, und die Lebenswelt in einem Maße verändert, dass auch ihre Erkenntniskriterien, also Empirie und Mathematisierbarkeit, eine allgemeingültige Bedeutung erlangt haben. Ludwig Wittgenstein hatte bereits 1918 in seinem „Tractatus logico-philosophicus“ ausgedrückt, was die Stunde geschlagen hat, nämlich die Verabsolutierung der naturwissenschaftlichen Erkenntnismethode gegenüber den Geisteswissenschaften. Sie kennen die berühmten Sätze: „Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen lässt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat“.

Seither haben es die Geisteswissenschaften damit zu tun, sich selbst überhaupt als wissenschaftlich zu legitimieren. Das Jahr der Geisteswissenschaften hat es aber – so scheint es mir wenigstens –, erbracht, dass es den Geisteswissenschaftlern angesichts der gewaltigen Produktivität von Naturwissenschaft und Technik nicht nur die Sprache verschlagen hat, sondern dass sie rauskommen aus der Defensive, um die argumentative Kompetenz der eigenen Disziplin einzubringen. Ich denke dabei zum Beispiel an den Aufsatz von Julian Nida-Rümelin „Gründe und Lebenswelt“, in der Oktoberausgabe der „Information Philosophie“, in dem er dezidiert die Lebenswelt als die einheitliche Basis sowohl der Natur- als auch der Geisteswissenschaften darstellt. Und ich denke an den Artikel von Volker Gerhardt in der gerade herausgekommenen, schon zitierten Zeitschrift „Aus

Politik und Zeitgeschichte“, in dem er unter dem Titel „Die Einheit des Wissens“ die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften historisch darstellt, um dann den Sinn der Einheit des Wissens zu entfalten, der eben auch einen Neuanfang der Geisteswissenschaften erfordere. Ich zitiere:

„Wir brauchen einen Neuanfang, der die Sache der Geisteswissenschaften, unabhängig von ihrem Namen, rettet. Andernfalls besteht größte Gefahr, dass wir gerade in jenen Wissenschaften bedeutungslos werden, in denen uns andere Völker und Kulturen bewundern.“ (S.13) Und weiter: „Die Intensivierung der Forschung *und* der Lehre in den Bereichen von Geschichte, Sprache, Kunst und Kultur ist daher das erste Erfordernis. Das zweite liegt darin, das überkommene Selbstverständnis zu korrigieren und die Nähe der klassischen Themen des Geistes zu den Fragen des Lebens und der Natur zu exponieren.“ (S.13) Und er schließt mit einer interessanten Einsicht, die an die Anfänge der Wissenschaft bei den antiken Griechen erinnert: „Der Geist aber ist in allen Wissenschaften wirksam. Und da das nicht alle wissen, sollten die traditionell auf ihn bezogenen Disziplinen die in allem wirksame *Präsenz des Geistes* herausarbeiten. Das geht nicht ohne Aufmerksamkeit für die anderen Wissenschaften, nicht ohne Sinn für die Technik und vor allem nicht ohne den Mut, sich auch mit neuen Medien in zunächst fremden Kontexten verständlich zu machen.“ (S.14)

Mir scheint auch, man kann eine Einstellungsveränderung im Programm der Münchner Wissenschaftstage, die vom 20. bis zum 23. Oktober stattfanden, bemerken. Schon der Titel verbindet unter dem Gesichtspunkt von Evolution und Geschichte Natur- und Kulturwissenschaften. Er lautet: „Leben und Kultur – von der biologischen Evolution zur kulturellen Entfaltung.“ Auch wenn in der Konzeption weniger der Erzeugungsprozess der Gattung Mensch durch Freiheit zum Zuge kommt, wie es in Kants Ideen zur Geschichtsphilosophie heißt, die Geisteswissenschaften sind doch immer dabei. Der für die Konzeption des Veranstalters, des Verbandes Biologie, Biowissenschaften und Biomedizin in Deutschland, VBIO, führt in der Einladung aus:

„Besonderes Gewicht wird auf jene aktuellen Grenzbereiche gelegt, in denen die Kooperation von Geisteswissenschaftlern mit Naturwissenschaftlern zu faszinierenden neuen Einsichten führt. Das betrifft z.B. Archäologie und Kulturgeschichte oder Sprachwissenschaften, Kognitionsforschung und Psychologie, verknüpft mit den neuen bildgebenden Verfahren der Hirnforschung und Genomanalyse. Schließlich geht es auch um die alte Frage nach dem Verhältnis von Leib und Seele, Gehirn und Geist, Bewusstsein und Willens-

freiheit, neu belebt durch immer differenziertere Verfahren der Neurowissenschaften. Fragen nach Glauben und Vernunft, Religion und Ethik, Krieg und Friedensstiftung werden im interkulturellen Vergleich und im Licht der evolutionären Erkenntnistheorie diskutiert.“

Nun mag das Aufgeführte nicht gleich ein Anlass zum Jubeln für Geisteswissenschaftler sein. Blauäugigkeit ist so wenig angebracht wie eine habituelle Skepsis, die sowieso nicht dran glaubt, dass ein Erfolg oder bloß eine positive Veränderung möglich ist – und damit alle Gelegenheiten ungenutzt verstreichen lässt. Angesichts des ungebrochenen Siegeszuges von Naturwissenschaft und Technik unter den Bedingungen ökonomischer Verwertung wird es nicht leicht sein, den erkenntnistheoretischen Kriterien der Geisteswissenschaften Geltung zu verschaffen. Weil das Geistige unter den vorherrschenden Prämissen naturwissenschaftlicher Objektivität, technischer Praktikabilität und ökonomischer Profitabilität nicht verifizierbar ist, wird auch der Nutzen der Geisteswissenschaften weiterhin in Frage gestellt werden. Deshalb wird es eine Aufgabe der Geisteswissenschaftler auf lange Sicht bleiben, in den ihnen fremden Bereichen der Gesellschaft die Überzeugung zu vermitteln, dass ihre Erkenntniskriterien allgemeine Geltung und Relevanz besitzen. Es wird sich nichts daran ändern, dass die Geisteswissenschaftler keine iPods produzieren, aber es wird sich unter Bedingungen der Globalisierung nicht vermeiden lassen, das Allgemeine als bestimmend für die individuelle Lebenswelt anzuerkennen – und nicht nur den Konsum. Es wird sich auch nichts daran sofort ändern, dass der Begriff Geist, der den Geisteswissenschaften den Namen gab, unter idealistischen Vorzeichen seine Konnotationen erhielt, nicht anders als der Begriff der Würde; Vorzeichen, die in unserem Zeitalter nicht geteilt werden.

Aber, mich erinnernd an einen Satz des weisen Kant, nachdem er die Träume des Geistersehers Swedenborg zerschmettert hatte, möchte ich doch einer Hoffnung zurückhaltend Ausdruck verleihen. Bei Kant heißt es:

„Die Verstandeswaage ist doch nicht ganz unparteiisch, und ein Arm derselben, der die Aufschrift führet: Hoffnung der Zukunft, hat einen mechanischen Vorteil, welcher macht, dass auch leichte Gründe, welche in die ihm angehörige Schale fallen, die Spekulationen von an sich größeren Gewichte auf der andern Seite in die Höhe ziehen. Diese ist die einzige Unrichtigkeit, die ich nicht wohl heben kann, und die ich in der Tat auch niemals heben will.“ (Bd.2.,S.961)

Auf diese Weise ermutigt, wage ich es, der Erwartung Ausdruck zu verleihen, dass in unserer Epoche, die auch die der Information genannt wird und deren Dynamik sich der technischen Intelligenz verdankt, dass in dieser Epoche die Reflexion auf die lebendige Intelligenz – und auf das, was in einem aufgeklärten Bewusstsein Geist heißen kann – , nicht ausbleiben wird; denn diese hat die Erfolge der technischen Intelligenz zuwege gebracht. Darin, dies bewusst zu machen, besitzen die Geisteswissenschaften einen in keine Rechnung ummünzbaren Nutzen und Auftrag.